

Unverkäufliche Leseprobe



György Dalos
Ungarn in der Nußschale

Ein Jahrtausend und dreißig Jahre – Geschichte
meines Landes

2020. 271 S.

ISBN 978-3-406-75802-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/31057783>

Wie sagt ein ungarisches Sprichwort: «Außerhalb von Ungarn gibt es kein Leben; und wenn, dann ist es nicht dasselbe.» Der Schriftsteller György Dalos fängt die Essenz des ungarischen Lebens ein, wenn er die weit über 1000jährige Geschichte seines Heimatlandes überblickt. Was prägte die Ungarn? Was waren die zentralen historischen Erfahrungen der Bewohner eines Landes, das immer wieder erobert, zerstückelt, beherrscht und fremden Zielen unterworfen wurde? Ursprünglich ein aus Asien stammendes Nomadenvolk mit seiner magyrischen Sprache, die der Familie der finnisch-ugrischen Sprachen angehört, am Ende des 1. Jahrtausends christianisiert und unter Stephan dem Heiligen bestrebt, Anschluß an die westeuropäische Kultur zu finden, führten die Ungarn über Jahrhunderte hinweg einen Abwehrkampf gegen Mongolen, Türken und schließlich auch gegen die Habsburger, die die Ungarn erst 1918 in die Unabhängigkeit entließen. Zur Zeit mühen sich die freiheitlich und demokratisch gesinnten Ungarn, ihre Unabhängigkeit gegenüber ihrem Ministerpräsidenten Viktor Orbán zu bewahren.

György Dalos, in Budapest geboren, lebt heute als freier Schriftsteller in Berlin. Er wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter 1995 mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis, 2000 mit der Goldenen Plakette der Republik Ungarn und 2010 mit dem «Preis der Leipziger Buchmesse zur Europäischen Verständigung». Bei C.H.Beck liegen von ihm vor: 1956. Der Aufstand in Ungarn (2006); Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa (2010); Gorbatschow. Mensch und Macht. Eine Biografie (2011); Lebt wohl, Genossen! (2011); Der letzte Zar (2017); Für, gegen und ohne Kommunismus. Erinnerungen (2019); Geschichte der Russlanddeutschen (2020).

György Dalos

Ungarn in der Nußschale

Ein Jahrtausend und dreißig Jahre

Geschichte meines Landes

C.H.Beck

Die erste Auflage dieses Buches
erschien 2004 in gebundener Form
im Verlag C.H.Beck.

1. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2005
2., durch ein neues Kapitel erweiterte Auflage in der
Beck'schen Reihe. 2012

3., durchgesehene, neuerlich um ein Kapitel erweiterte Auflage
in der Reihe Beck Paperback. 2020

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2004

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: nach einem Konzept von
malsyteufel, willich

Umschlagabbildung: Parlamentsgebäude, Budapest

© George Simhoni/Masterfile

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 75802 7



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

II Einleitung

I. Blutige Anfänge

- 13 Phantombilder und Eigenbild. Die Landnahme
17 Die Streifzüge
19 Die «Trauerungarn» – eine rechtzeitige Lehre
20 Europa als Herausforderung
21 Der Traum des Papstes. Der heilige König
24 Die Ausländer
26 Risikofaktoren
27 Der Sinn des ungarischen Urchaos
29 Der Heilige und der Bücherfreund
31 Ismaeliten und Israeliten
33 Ungarn als Reiseziel im Mittelalter
34 Heidnisch und Lateinisch
35 Höfisches Trauerspiel
37 Mongolen in Ungarn
38 Das Ende des Hauses Árpád
40 Zwischen Buda und Neapel: Das Haus Anjou
46 János Hunyadi
48 Matthias oder die verkleidete Gerechtigkeit
50 Die Einsamkeit des Humanisten
52 Die Einsamkeit des Machthabers
53 Der brennende Thron
58 Mohács als Metapher für den nationalen Tod
60 Was geschah wirklich?
61 Der Tag

II. Fremdherrschaften

- 65 Das gespaltene Land
- 68 Die Randburgen als Hoffnungsschimmer
- 70 Der europäische Kontext I
- 73 Das Jahrhundert Siebenbürgens
- 76 Helden und Opfer
- 78 Das letzte Aufgebot: Das Fußvolk des Fürsten
- 81 Das Jahrhundert der Habsburger
- 83 Die mütterliche Königin
- 86 «Der wohlwollende Despot»
- 89 Herders Prophezeiung
- 90 Verschwörer
- 93 Ein Nebenschlachtfeld: Literatur und Sprache
- 94 Der europäische Kontext II
- 95 Die Reformlandtage
- 99 Der ungarische Vormärz
- 101 Die Märzrevolution
- 103 Der Revolutionsführer
- 106 Der europäische Kontext III (Wie Kossuth es sah)

III. Zwischen Frieden und Kriegen

- 110 Die heile Welt des Dualismus
- 114 Der europäische Kontext IV
- 117 Rausch und Katzenjammer
- 120 Die bürgerliche Revolution
- 123 Die Räterepublik als Verzweiflungsakt
- 127 Die Gegenrevolution und der Frieden von Trianon
- 133 Der europäische Kontext V (Die Revisionsfälle)
- 136 Der Weg in den Abgrund
- 140 Die beiden Katastrophen: Krieg und Holocaust
- 143 Zwei Gestalten

IV. Ungarn in der Nachkriegszeit

- 146 Von der Republik zur Volksrepublik
- 150 Der klassische Terror in Ungarn
- 154 Die Kulturrevolution
- 156 Die Stunden der Wahrheit
- 160 Der Volksaufstand
- 165 Der europäische Kontext VI
- 167 Die Ära Kádár: Peitsche und Zuckerbrot
- 170 Die sechziger Jahre
- 173 Der «neue Wirtschaftsmechanismus»
- 175 Die Krise
- 177 Dissidenten und Reformen
- 179 Die Agonie
- 181 Der Systemwechsel
- 185 Der verlorene Konsens
- 187 Ungarn im Umbruch

V. Demokratie in der Probezeit (2006–2012)

- 191 Die Ausgangslage
- 194 Die «Lügenrede» des Ferenc Gyurcsány
- 196 Ein böses Omen
- 199 Die Spätfolgen der Gyurcsány-Rede
- 203 Der Sturm des Fernsehgebäudes
- 207 Die Taktik des Fidesz
- 209 Tag des Zorns
- 212 Ungarische Roma und ihre Gegner
- 215 Virtueller und realer Faschismus
- 216 Der Spießrutenlauf der linken Koalition
- 218 Das letzte Gefecht
- 220 «Die Revolution der Wahlkabinen»
- 223 Die ersten Konflikte
- 225 Der europäische Kontext

VI. Die Ära Orbán (seit 2012)

- 230 Die Ausgangslage
- 233 Die Wende in der Wende – das Jahr 2015
- 237 Die Suche nach dem Feind
- 239 Die parlamentarische Opposition
- 244 Krieg gegen die NGOs
- 247 Die Kampagne gegen den «Soros Plan»
- 251 Ungarn als Migräne Europas
- 256 Die Ära Orbán
- 259 Der europäische Kontext

- 263 Literatur (Auswahl)
- 264 Dramatis personae

Einleitung

Obwohl ich über ein Diplom als Historiker verfüge, bin ich kein Wissenschaftler, sondern Schriftsteller. Dennoch pflege ich, ähnlich wie viele meiner Landsleute, eine besondere Beziehung zur Geschichte, vor allem derjenigen Ungarns. Historie war für meine Generation niemals ein veralteter Lehrstoff; vielmehr trugen wir sie als Update-Programm auf unserer geistigen und seelischen «Festplatte», spürten ihre Auswirkungen an der eigenen verwickelten Laufbahn. Man könnte sagen, wir lebten und leben in Interaktion mit der Vergangenheit.

Für mich als einen aus der schreibenden Zunft ist die Geschichte zudem ein unerschöpfliches Märchen, das nie langweilig wird und in dem sich die Zuhörer wiedererkennen. Mit diesem Buch will ich die gut tausend Jahre meines Landes als eine kollektive Biographie erzählen. Ungarns Werdegang vom Ende des 9. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts ist eine der spannendsten Episoden der europäischen Sage: ein unaufhörliches Ringen um die Selbstbehauptung zwischen Ost und West, Heidentum und Christentum, Verzweiflung und Hoffnung, Provinzialität und Weltoffenheit, Tradition und Moderne – ein für die ungarische Kultur höchst produktiver innerer Zwist.

Die Ungarn verspürten schon immer – womöglich aufgrund ihrer sprachlichen Isolation – ein ständiges, erhöhtes Bedürfnis, sich der übrigen Welt mitzuteilen. Kein Wunder, daß das Verb «erklären», «klarmachen» in unserer Sprache «magyarázni» heißt, was laut wortgetreuer Übersetzung «ungarisch machen» bedeutet. Seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren, seit ich im deutschen kulturellen Raum präsent bin, bewegt mich

der hartnäckige Wunsch, die Welt, die mich entscheidend geprägt hat, jener anderen, in der ich heute lebe, jenseits semantischer Barrieren «ungarisch zu machen». Unabhängig von meiner privaten Leidenschaft ist eine derartige Vermittlung jetzt vielleicht auch nützlich. Zu dem Zeitpunkt, da dieses Buch erscheint, sind zehn Millionen Ungarn bereits Bürger der EU.

Berlin, im Herbst 2003

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage meines Buches sind 17 Jahre vergangen; inzwischen hat es noch zwei weitere Auflagen erlebt. Doch die Veränderungen in meinem Heimatland seit dem Beginn der «Ära Orbán» haben mich gezwungen, die Gesamtdarstellung nicht nur ein wenig zu überarbeiten und zu aktualisieren, sondern die besorgniserregenden Prozesse während der letzten Jahre der ungarischen Geschichte in dieser erweiterten Neuauflage genauer in den Blick zu nehmen.

Berlin, im Frühjahr 2020

György Dalos

I. Blutige Anfänge

Phantombilder und Eigenbild. Die Landnahme

Eine der frühesten schriftlichen Erwähnungen der Ungarn bezieht sich auf die Jahre um 870 unserer Zeitrechnung. Der persische Chronist Dshaihani berichtet über sie Folgendes: «Die Ungarn sind eine Art der Türken. Ihr Anführer reitet mit 20 000 Kriegern aus. Der Name ihres Anführers lautet Kende. Dies ist jedoch nur der nominelle Titel ihres Königs, da derjenige, der als König über sie herrscht, Gyula genannt wird. (...) Die Ungarn haben Zelte (gewölbte Jurten) und ziehen mit dem sprießenden Gras und der grünen Vegetation. Ihr Reich ist ausgedehnt (...) Eine Grenze ist das Meer von Rum [das Schwarze Meer], in das zwei Flüsse münden. Ihre Wohngebiete liegen zwischen diesen beiden Flüssen [gemeint sind vermutlich die Wolga und der Don]. Nahen sich die Wintertage, ziehen sie näher an jenen Fluß, in dessen Nähe sie sich gerade befinden. Dort bleiben sie den Winter über und fischen. Der Winteraufenthalt ist dort für sie angenehmer.»

Die als Feueranbeter geschilderten «Türken» – sie werden erst später als «Oguren», «Ugren» oder «Magyaren» identifiziert – sind zu dieser Zeit, wie alle Stämme des Ostens, unterwegs. Sie kommen aus dem Gebiet zwischen der nördlichen Wolga und dem Ural, lassen sich zunächst in der geographisch oben umrissenen Lebedia nieder und ziehen bald nach Etelköz (Zwischenstromland) am Dnjepr und Prut weiter, um von dort aus endgültig in das Karpatenbecken zu gelangen.

Die Schilderung des Persers Dshaihani ist ebenso eine Momentaufnahme wie diejenige des Arabers Ibn Rusta, der die

Ungarn allerdings auf einer höheren Stufe der Zivilisation sieht: «Wenn die Ungarn in Kertsch ankommen, halten sie mit den ihnen entgegenkommenden Byzantinern einen Markt. Sie verkaufen ihnen Sklaven und kaufen byzantinischen Brokat, Wollteppiche und andere byzantinische Waren. Die Ungarn sind ansehnlich und schön anzusehen. Ihre Kleidung ist aus Brokat. Ihre Waffen sind mit Silber beschlagen und mit Perlmutter ausgelegt.» Merken wir uns diese Worte, denn sie bleiben für lange Zeit die letzten, in denen das kleine Nomadenvolk halbwegs lobend erwähnt wird.

Die Ungarn gehörten damals zu den zahlreichen Volksstämmen der Region, die sich ständig auf der Flucht befanden. Sie flüchteten voreinander, vor dem Hunger, vor der Kälte, der Hitze und dem Untergang. Der letztere holte dann die meisten doch ein. Fast alle Protagonisten der Völkerwanderung – Chasaren, Kabaren, Sawarden, Petschenegen sowie die damaligen Bulgaren – überlebten diesen dramatischen «struggle for life» nicht und haben sich bestenfalls in der historischen Überlieferung – wohl in den Namen einiger Siedlungen – erhalten. Die Vertreter der großen Kulturnationen – Araber, Perser und Byzantiner – blickten auf sie mit einer Mischung aus Neugier und Befremdung herab.

Für den byzantinischen Kaiser Leo den Weisen verkörperten die Ungarn anno 904 den Inbegriff der militärisch organisierten Barbarei. In seiner *Taktik* widmet er ihnen ein ganzes Kapitel: «Die Stämme der Ungarn sind Späher und verhehlen ihre Absichten, sind unfreundlich und unzuverlässig, und da sie einen ständigen Drang nach Reichtümern verspüren, brechen sie den Eid, halten auch keine Verträge, geben sich auch mit Geschenken nicht zufrieden, sondern bevor sie das Gegebene annehmen würden, zerbrechen sie sich den Kopf über Arglist und Wortbruch. (...) Geschickt kundschaften sie die geeignete Gelegenheit aus und sind bemüht, ihre Feinde nicht so sehr mit ihrem Arm und ihrer Streitkraft zu besiegen, son-

dern eher durch Arglist, Überfall und Raub des Lebensnotwendigen.»

Wir haben keinen Grund, an der Charakterisierung durch den weisen Herrscher (886–912) zu zweifeln. Vielmehr stellt sich die Frage: Wieso konnten die Ur-Ungarn, diese heimtückischen Regelverletzer und Spielverderber, anders als die ihnen ebenbürtigen Nomaden zwischen der Wolga und der Donau, Wurzeln schlagen? Wie ist es ihnen gelungen, letztendlich das hochzivilisierte persische, arabische und byzantinische Reich zu überleben? Steckt dahinter eine göttliche Fügung, die Genialität der Stammesführer oder eine historische Notwendigkeit? Die Antwort auf diese Frage macht einen noch heute – wie Kleider die Leute – zum Christen, Nationalisten oder (horribile dictu!) Marxisten. Meinerseits neige ich als Historiker am ehesten zur letzteren Weltdeutung, doch möchte ich sie keineswegs als endgültige Wahrheit bezeichnen.

Am wenigsten glaube ich daran, daß bei der Rettung der Magyaren die von Dshaihani apostrophierten 20 000 Krieger, überhaupt Kriegslust oder -list eine relevante Rolle gespielt haben. Imperien, die weitaus besser mit allen damals modernen Mitteln der Verteidigung und des Angriffs ausgestattet waren, sind heute nur noch Tradition. Vielmehr waltete über das Geschick des kleinen Nomadenvolkes der Zufall.

Genauer gesagt handelte es sich um zweierlei Zufälle. Erstens wurden die Ungarn durch die rivalisierenden Stämme mehrere tausend Kilometer westwärts von ihrem ursprünglichen Standort vertrieben. Zweitens erreichten sie das Karpatenbecken zu einer Zeit, als weder das Frankenreich noch die Lombardei oder Byzanz aufgrund ihrer inneren Probleme imstande waren, die ehemalige römische Provinz Pannonia unter Kontrolle zu halten. Zwischen Donau und Theiss lebten damals schwach strukturierte awarische und slawische Volksgruppen, die den Eindringlingen keinen nennenswerten Wi-

derstand entgegensetzen konnten. Dies ist wichtig zu erwähnen, denn besonders im stürmischen 20. Jahrhundert zweifelten die Ungarn nicht ohne Grund daran, ob die Auswahl des neuen Heimatortes exakt am Kreuzweg zwischen Ost und West wirklich optimal gewesen ist.

Den ethnisch und sprachlich verwandten Finnen schob man eine ironische Legende in den Mund, der entsprechend die beiden Völker während der gemeinsamen Wanderung in der Steppe plötzlich zwei Wegweiser mit der Inschrift «Ungarn» und «Finnland» erblickt hätten und die Magyaren, die ganz anders als die gebildeten Kinder von Suomi, Analphabeten gewesen seien, sich für die erste Lösung ausgesprochen hätten.

Diese skeptische Auffassung reflektierte jedoch eine viel spätere Konstellation. Die Chronisten des Mittelalters bezeichneten die Tiefebene im Donautal vielmehr als ein Kanaan, in dem Milch und Honig flossen, und auch das Volk, das dieses Paradies erobert hatte, als eines von ganz edler Herkunft. Simon von Kézai, der Hoferzähler des 13. Jahrhunderts, führte den Stammbaum der Ungarn direkt auf die Hunnen zurück – einer der populärsten Männernamen in Ungarn ist bis heute Attila. Abenteuerlichere, um nicht zu sagen, dümmere Theorien entdecken im Eifer der Ahnenforschung das Sumererreich, Japan oder gar direkt den Garten Eden.

Der Notar von König Béla III., Anonymus, dessen sitzende Statue mit den unergründlichen Gesichtszügen im Budapestener Stadtpark besichtigt werden kann, suchte in seinen *Gesta Ungarorum* die Wurzeln der Nation bei den Skyten und sogar beim Geschlecht Magogs, einem Urenkel des Japhet. Auch die Schulbücher des romantischen 19. Jahrhunderts sparen nicht mit biblischen Parallelen. So führt der hochbetagte Fürst Álmos das Volk, wie seinerzeit Moses die Juden, nur bis zur Grenze des Gelobten Landes und überläßt das Werk der «Landnahme» seinem Sohn Árpád:

«Die Reise unserer Vorfahren» – lesen wir in einem Lehrbuch aus dem Jahre 1845 – «dauerte lange und war reich an Verwicklungen; da sie aber an Mühen, Kälte und Hitze gewöhnt waren, trugen sie jedwede Last leicht. (...) So erreichten sie die Karpaten, über die sie Árpád hinwegführte, und im Jahre 896 ließ er sie vierzig Tage lang in Munkács [heute Mukačevo, Ukraine] ausruhen. 896 war jenes heilige Jahr, als Árpád (...) zum ersten Mal die vor seinen Füßen liegende lächelnde Niederung, die zukünftige süße Heimat erblickte. Endlich hatte das umherirrende ungarische Volk eine eigene Heimat.»

Kurz vor Álmos' Tod sollen die Fürsten der sieben Stämme ihm und seinen Nachfahren ewige Treue geschworen haben. Dies geschah in der Form eines sogenannten Blutvertrags, indem die Häuptlinge – so lesen wir bei Anonymus – ihr Blut in ein Gefäß rinnen ließen und einstimmig erklärten: «Vom heutigen Tag an wählen wir dich zu unserem Anführer und Befehlshaber, und wohin dich dein Glück führt, dorthin folgen wir dir.» Zu demselben Legendenkreis gehören noch die Versammlung von Pusztaszer, bei der das Land «in schöner Eintracht» unter den Fürsten verteilt worden ist, sowie die von den Malern ebenfalls bevorzugte Szene von Árpáds «Schilderhebung», das heißt, seine rituelle Wahl zum Großfürsten der Magyaren.

Die Streifzüge

Entgegen den literarisierenden Schilderungen erlebten die Ungarn, deren Bevölkerungszahl zu dieser Zeit die Historiker auf 500 000 schätzten, die sogenannte Landnahme bestenfalls als eine Zwischenstation in ihrer langen Fluchtgeschichte. Die darauffolgenden Streifzüge von Byzanz bis Spanien, die das christliche Europa mit dem Horror eines neuen Barbarensturms erfüllten, waren nicht so sehr auf Eroberung als auf

Raub und Mord ausgerichtet. Die panische Angst vor ihnen steckte noch lange in den Knochen der Nachbarvölker und prägte das Ungarnbild des Mittelalters in hohem Maße.

Der Bischof von Cremona, Liutprand, konnte von seiner diplomatischen Mission in Byzanz zu seinem Auftraggeber, Kaiser Otto I., nicht zurückkehren, weil die Wege von den «Türken» (= Ungarn) unsicher gemacht worden waren. Vielleicht spielte diese Unbequemlichkeit auch eine Rolle bei seiner Schilderung des inmitten des Kontinents eingekeilten heidnischen Reitervolkes: «Die schändliche Natur der Ungarn wurde von dieser unermeßlichen Ermordung der Christen dennoch nicht befriedigt, sondern um die Wut ihrer Niederträchtigkeit zu sättigen, ritten sie durch die Länder der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen und äscherten alles ein. (...) Es gab niemanden, der in östlicher und südlicher Richtung den Ungarn Widerstand geleistet hätte. Denn auch die Völker der Bulgaren und Griechen machten sie sich tributpflichtig, und um nichts unversucht zu lassen, wollen sie auch jene Völker aufsuchen, die in südlicher und westlicher Richtung sie deln.»

Lebhafter, beinahe mit dem Interesse eines Journalisten schildert der Benediktinermönch Frater Heribald die Ungarn, wie er sie im Jahre 926 während der Belagerung von St. Gallen erlebt hat: «Vom Hof des Klosters (...) ergreifen die Hauptleute Besitz und halten ein reichhaltiges Mahl ab. (...) Wie es üblich war, setzten sie sich zum Essen ohne Stühle auf das grüne Gras. (...) Nachdem sie die Schulterstücke und die übrigen Teile der Opfertiere halb roh, ohne Messer, nur mit den Zähnen abgebissen hatten, warfen sie die abgeknabberten Knochen aus Spaß gegeneinander. Vom Wein, der in vollen Eimern in ihre Mitte gestellt wurde, tranken alle soviel sie wollten, ohne Rücksicht auf den Rang. Nachdem sie vom Wein in Stimmung geraten waren, begannen alle schrecklich zu ihren Göttern zu schreien.» Dieser *homo ludens hungaricus* schmei-

chelt bis heute der nationalen Eitelkeit meiner Landsleute ebenso wie die heidnische Tradition oder das Bild des vor den Pfeilen der Magyaren zitternden Europas.

Die «Trauerungarn» – eine rechtzeitige Lehre

Ohne den barbarischen Charakter der Streifzüge leugnen zu wollen, möchte ich hier anmerken, daß die wilden Reiter von damals häufig im Auftrag durchaus zivilisierter, christlicher, einander befehrender Herrscher handelten. Den Italienfeldzug (899) fochten sie zum Beispiel als Verbündete des römisch-deutschen Kaisers Arnulf mit König Berengar I. aus, und der Angriff auf das maurische Spanien (942) erfolgte als eine Art bezahlte Arbeit für den italienischen Herzog Hugo den Großen.

Gerade dieser Kontext führte zum ersten Fiasko der Streifzüge. Als die deutschen Herzöge bei ihrem Aufruhr gegen Kaiser Otto I. die Hilfe des berittenen östlichen Nachbarn in Anspruch nahmen, fügte ihnen der neue Herrscher in der Schlacht auf dem Lechfeld (955) bei Augsburg eine vernichtende Niederlage zu. Offensichtlich hatte die gefürchtete ungarische Fechtweise mittlerweile an Überraschungseffekt eingeübt, außerdem standen die ehemaligen Nomaden nun nicht dem endgültig geschwächten Karolingerreich, sondern einer aufstrebenden regionalen Großmacht gegenüber. Ihr Heeresführer Lél (Lehel) wurde gefangengenommen und in Regensburg hingerichtet. Einige Angreifer haben die Sieger verstümmelt und danach freigelassen. Diese «Trauerungarn» sollten die Botschaft mit nach Hause nehmen, daß es sich nicht lohnt, die ungarische Kriegskunst noch einmal an den gepanzerten deutschen Rittern zu erproben.

In meiner Kindheit war noch eine Trostsage weit verbreitet: Lél sollte den deutschen Kaiser darum bitten, vor dem Tode

noch einmal in sein Horn blasen zu dürfen. Doch anstatt musikalisch Abschied vom Leben zu nehmen, zerschmetterte er mit dem schweren Instrument den Kopf seines Gegners und rief dabei: «Du wirst mein Knecht im Jenseits sein.» Das berühmte Horn (oder zumindest seine Nachbildung) wird bis heute in der Stadt Jászberény aufbewahrt, in der übrigens eine Kühlschranksfabrik nach dem unglückseligen Krieger benannt wurde, während in München laut ungarischen Legenden ein Stadtteil seinen Namen tragen sollte.

Europa als Herausforderung

Dieses erste Desaster der Streifzüge, die allerdings noch eine Zeitlang in Richtung Süden und Osten weitergeführt wurden, zog eine gewisse Ernüchterung nach sich. Einerseits erschien der westliche Teil Europas plötzlich als eine Herausforderung und als zumindest potentielle Bedrohung für das kleine heidnische Land, das durch seine geographische Lage nicht nur zwischen Ost und West, sondern auch zwischen den West- und Südslawen eingeklemt war. Andererseits brachten die Raubzüge reiche Beute, welche die Differenzierung nach Vermögen und damit ein ökonomisches Element in die ursprünglich rein tribale oder militärische Hierarchie einbrachte.

Spätestens jetzt mußte der Oberschicht die sprachliche Isolation Ungarns bewußt werden – ein Problem, das in diesem Maße weder die romanischen noch die slawischen Völker beschäftigte. Um mit den Nachbarn gezwungenermaßen friedliche Kontakte knüpfen zu können, brauchte das Land Vermittler wenigstens mit lateinischen Sprachkenntnissen. Die Träger dieser Kultur waren die beiden großen christlichen Kirchen, und die Wahl zwischen ihnen bedeutete eine langfristige Orientierung.

Während sich die römische Kirche mit den Ungarn zu-

nächst schwergetan hat, fand die östliche Orthodoxie relativ früh einen Zugang zu ihnen: Ihre beiden Kirchenväter hatten erstaunlich gute Erfahrungen mit den barbarischen «Ugriern» gemacht, die ansonsten «wie die Wölfe heulten». Angesichts des zum Märtyrertum bereiten, betenden Kyrills gaben sie sich zahm und ließen ihn frei ziehen. Methodius wurde sogar eine Audienz beim «ugrischen König» gewährt. Schließlich ließ sich der Stammesführer Bulcsú 942 in Byzanz taufen, was ihn allerdings keineswegs an der Durchführung weiterer Raubzüge im Westen hinderte. Allein diese Tatsache zeigt, daß die Aufnahme des Christentums für die Ungarn mindestens teilweise ein Akt der Diplomatie war.

Die Christianisierung Ungarns begann im Zeichen von Konstantinopel: Bischof Hierotheos nahm seine Missionstätigkeit bereits 948 auf, während die deutschen Bischöfe und Mönche bis in die frühen siebziger Jahren des 10. Jahrhunderts erfolglos blieben. Erst 973, als Kaiser Otto I. die Gesandten des Fürsten Géza zu Osterfeiern in Quedlinburg empfing, begann eine ernsthafte Annäherung zwischen Ungarn und dem westlichen Christentum. Ein Jahr später wurde Géza in St. Gallen getauft, und er ließ auch seinen heidnisch geborenen Sohn Vajk taufen. Somit stand dessen Ehe mit der Fürstin Gisela, der Tochter Heinrichs II. von Bayern, nichts mehr im Wege. Die Árpáden wurden allmählich in das Familiengeflecht der europäischen Herrscherhäuser integriert, was damals einer Anerkennung *de jure* gleichkam.

Der Traum des Papstes. Der heilige König

Die Frage nach der Orientierung war im konfessionellen Sinne zugunsten des westlichen Christentums entschieden. Nun mußte noch die gleichrangige Stellung Ungarns durch die weltlichen Mächte abgesegnet werden. Dies geschah in

Form der Übergabe der Heiligen Krone und der Insignien an den Fürsten Vajk, der zu dieser Zeit bereits den Namen István (Stephan) angenommen hatte.

«Die Krone bildet eine goldene hohle Halbkugel, die zwei sich kreuzende Halbbogen umschließen und die ein lateinisches Kreuz ziert. Am Scheitel, in dem mit Perlen und Edelsteinen umsäumten Viereck, ist der Heiland, neben ihm zwei Bäumchen, oben Sonne und Mond.» Mit diesen Worten beschreibt die deutschsprachige *Historische Bilder-Galerie aus Ungarns denkwürdiger Vorzeit* (1873) die berühmteste Reliquie der ungarischen Geschichte. Der sakrale Gegenstand galt lange als eine Art Pfand für die Legitimation der jeweiligen Herrscher und wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder zum Objekt der Begierde für unterschiedliche Thronbewerber. Experten bezweifeln, ob die heute im Budapester Parlament aufbewahrte Krone überhaupt etwas mit derjenigen zu tun hat, die Papst Silvester II. seinerzeit nach Ungarn geschickt hatte. Historiker stellen deswegen häufig den «geistigen Körper» der königlichen Kopfbedeckung in den Mittelpunkt des Kronenkults.

Nach der historischen Überlieferung hielt der Papst diese Auszeichnung ursprünglich für den polnischen König Boleslaw (den Tapferen) bereit. Ende Dezember 1000 (nach anderen Quellen 1001) erschien ihm jedoch ein Engel im Traum und bat ihn, die Krone nicht dem Polenkönig zu schicken, denn am nächsten Tag kämen die Gesandten eines heilig lebenden, frommen Fürsten aus fernem Land, und dem solle er die Krone überreichen. In der Tat erschien am nächsten Tag in Rom der Bischof von Kalocsa, Astrik, und schilderte dem Kirchenoberhaupt eingehend die Erfolge Stephans bei der Christianisierung seines Landes. Daraufhin soll der Oberste Hirte begeistert ausgerufen haben: «Ich bin nur apostolisch, er aber ist ein wahrer Apostel Christi!» Wichtig an dieser Schilderung ist die Erwähnung der Rivalität zwischen Ungarn und Polen um die Frage, wer – sozusagen – zum «ersten Kreis der Kandi-

daten» gehören sollte. Dabei wurden die Bistümer in Gnesen (Gniezno) und Gran (Esztergom) fast gleichzeitig errichtet.

In Wirklichkeit wurde die Entscheidung über die christliche Bescheinigung der mitteleuropäischen Fürsten keineswegs allein von Rom getroffen. Vielmehr handelte es sich um die Bestrebung des Königs und Kaisers Otto III., das Heilige Römische Reich deutscher Nation zu erneuern. Die Einbindung der Polen, Böhmen und Ungarn in diese als supranational konzipierte Staatengemeinschaft setzte verschiedene Stufen der Abhängigkeit bzw. der feudalen Hierarchie voraus. Während die nördlichen Nachbarn durch diesen Akt zu Vasallen des Deutschen Reichs wurden, zog Ungarn zunächst das glücklichere Los: Kirchlich und damit politisch wurde das Land einzig dem Papsttum unterstellt.

Dennoch war der deutsche Einfluß nicht aus der Welt zu schaffen. Deutsche Bischöfe und Söldner wurden dringend gebraucht, um den Traum des Papstes in die Tat umzusetzen, anders gesagt, die Vorstellung mit der Realität in Einklang zu bringen. Während sich nämlich die oberste Schicht des Landes aus Opportunismus oder Überzeugung zum Christentum und damit zu Europa bekannt hatte, stieß dieses Vorhaben bei der Mehrzahl der Bevölkerung, vor allem bei der Stammaristokratie, auf erbitterten Widerstand.

Fürst Koppány, ein Neffe des Königs, dem die Gebiete südlich des Plattensees gehörten und der die Mentalität der Streifzüge in sich bewahrt hatte, zog Stephans Herrschaft ebenso in Zweifel wie sein Onkel Gyula, der heidnische Souverän von Siebenbürgen, der wiederum mit Byzanz liebäugelte. Um den Erwartungen des Umfelds entsprechen zu können, sah sich der König gezwungen, mitunter recht unchristliche Mittel einzusetzen. Den bei Veszprém besiegten Koppány soll er gevierteilt und einen Teil der Überreste als unfeine Anspielung an Gyula nach Weißenburg (Gyulafehérvár, Alba Julia, heute Rumänien) geschickt haben.

Der Familienstreit drehte sich sowohl um die Tradition als auch um handfeste Interessen. Letztere äußerten sich in der unterschiedlichen Auffassung über die Erbfolge: Die heidnischen Ungarn plädierten für das Recht der Seniorität, die zum Christentum gewandelten vertraten hingegen das Prinzip der Primogenitur, in dem nicht mehr der Stammälteste, sondern der vom König als solcher bezeichnete Erstgeborene zum Thronfolger erkoren wurde.

Stephan wollte jedoch mehr: Er hatte es direkt darauf abgesehen, das lose Sippengeflecht in eine streng strukturierte Gesellschaft und die freien Kämpfer in Untertanen zu verwandeln. Er teilte das Land in zehn Bistümer auf, die gleichzeitig als Verwaltungseinheiten (Komitaten) mit den dazu gehörenden Burgstädten und je einem Burggrafen («ispán») an der Spitze fungieren sollten. Zwei Drittel des Eigentums der Stammeshäuptlinge ließ er zum königlichen Besitz erklären, um das territoriale Prinzip materiell zu untermauern. Zu diesem Projekt brauchte er nicht nur militärische, sondern auch administrative Kraft und noch mehr Gesetze in lateinischer Sprache, die jedoch damals nur aus der Feder von Ausländern stammen konnten.

Die Ausländer

«Die Gäste (hospites) und Ankömmlinge», so schrieb der alternde König in seinen testamentähnlichen Ermahnungen an seinen Sohn, den Fürsten Imre (Emmerich), seien für die königliche Macht von großem Nutzen. «Denn wie die Gäste aus unterschiedlichen Landschaften und Provinzen kommen, so bringen sie unterschiedliche Sprachen und Bräuche, unterschiedliche Vorbilder und Waffen mit sich, und all das ziert das Land, erhöht die Pracht des Hofes (...). Denn ein Land mit einer Sprache und einer Gewohnheit ist schwach und ver-

gänglich. Deshalb befehle ich dir, mein Sohn, die Ankömmlinge wohlgesinnt zu beschützen und zu schätzen, auf daß sie sich lieber bei dir als anderswo aufhalten und wohnen.»

Es soll nicht als Geringschätzung der vielgerühmten Toleranz von Stephan mißverstanden werden, wenn wir behaupten, daß die Öffnung des Landes gegenüber den Fremden vor allem für die dünne Herrscherschicht lebensnotwendig war. Trotz der Eroberung des gesamten Gebietes des heutigen Ungarn, Siebenbürgen und später auch Kroatien sowie der internationalen Akzeptanz des Árpádenstaates blieb dieser auf eigenem Territorium zunächst weitgehend unorganisch.

Der heidnische Widerstand hielt noch mehrere Lebensalter lang an und löste blutige Aufstände aus. Bei einer Zusammenrottung 1046 kam der deutsche Bischof Gellért (Gerhard) ums Leben; man ließ ihn laut Überlieferung in einem Faß voller Winkel von dem Berg in die Donau rollen, der jetzt in Budapest seinen Namen trägt. Am zähesten lebten jedoch der Urglaube und seine Moral im Alltag weiter, vor allem in der Weigerung, die neuen Verhältnisse zu akzeptieren. Dieser Schwierigkeit suchten die Árpáden durch drakonische Strafen Herr zu werden, wobei sie das Stehlen von Hühnern grausamer ahndeten als Mord und Totschlag.

Die außergewöhnliche Strenge sollte die Institution des Privateigentums langfristig verankern. Der Staat stellte sich eindeutig auf die Seite der Besitzenden: «Kraft unserer königlichen Gewalt fassen wir den Beschluß, daß jeder die Freiheit haben möge, sein Vermögen aufzuteilen unter seine Frau, seinen Söhnen und Töchtern und seinen Verwandten, oder es der Kirche zu schenken, und nach seinem Tode wage dies niemand ungültig zu machen.»

Die Ausländer – hauptsächlich die in den offiziellen Urkunden unter dem Sammelbegriff «Saxones» erfaßten Württemberger, Bayern, Zipser und wirklichen Sachsen sowie Ismaeliten und Juden – sollten bei ihrer Niederlassung über die Natur

des Privateigentums, des Ackerbaus, Handwerks oder Handels nicht aufgeklärt werden. Vielmehr wirkten sie als gestaltendes Element der durch das Sippenwesen zersplitterten ungarischen Gesellschaft. Eine andere Rolle wurde dem Rest jener östlichen Steppenvölker – Petchenegen, Kumanen – zuge-dacht, die man zum Schutz der Grenze bestellt und zu diesem Zweck an die Scholle gebunden hatte.

Risikofaktoren

Der Werdegang des ersten ungarischen Königs bekräftigte eine paradoxe, für das gesamte Mittelalter gültige Regel: Je stärker die Integrationskraft der Person war, welche die Zentralgewalt in ihrer Hand hielt, desto stärker war diese nach deren Ableben vom Zerfall bedroht. Außerdem war jeder König, den die Historie im nachhinein als «groß», «heilig», «gerecht» oder «weise» akzeptiert hatte, zumindest in der ersten Hälfte seiner Herrschaft ausschließlich damit beschäftigt, die von den vorangegangenen Diadochenkämpfen erschütterten Institutionen und die wackelnde Macht der Gesetze wiederherzustellen. Am wenigsten konnten die Autokraten die Zukunft ihres Landes beeinflussen. Als größter anzunehmender Unfall galt in diesem Zusammenhang das Fehlen eines eindeutigen, von allen akzeptierten Thronfolgers.

So konnte Stephan noch so eifrig an seinen *Ermahnungen* für den fürstlichen Sohn Imre arbeiten; als dieser 1031 bei einem Jagdunfall starb, verwandelten sich die präzisen politischen und machtechnischen Instruktionen des Erblassers in fromme Wünsche. Er mußte in den letzten Jahren seines Königtums ohnmächtig zusehen, wie die Hofintrigen, Verschwörungen und Mordversuche die Macht seines Hauses untergruben.

Das letzte Kapitel seiner Herrschaft, wie es der Chronist Márk von Kált schildert, ähnelt einem klassischen Königs-

drama: Kurz vor dem Tod wollte Stephan seinen nächsten Verwandten, den Vetter Vazul, zum Erben machen, der wegen eines angeblichen Attentats auf ihn im Kerker von Neutra (Nyitra, heute Slowakei) saß. Er schickte einen Boten zu dem Gefangenen, um ihn zu begnadigen. Königin Gisela lehnte diese Entscheidung ab, und ihr Entsandter war schneller: Dem der Verschwörung Bezichtigten wurden die Augen ausgestochen, in seine Ohren wurde Blei gegossen, die drei Söhne wurden aus dem Lande verbannt.

Allerdings sind die Meinungen über diese traurigen Ereignisse geteilt: Nach einer anderen Version soll der König selbst den abtrünnigen, heidnischen Thronprätendenten aus dem Weg geräumt haben, was jedoch, insbesondere nach seiner Heiligsprechung im 1083, zu dem Image des frommen und gutmütigen Herrschers schwer gepaßt hätte. So haben manche Chronisten die gnadenlose Tat der bayerischen Gattin in die Schuhe geschoben. Wie dem auch sei, es handelte sich offensichtlich um den Krieg zweier Hofparteien, aus dem als Sieger zunächst Peter Orseolo, der Sohn von Stephans Schwester und des Dogen von Venedig hervorging.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de